

# Kabine No. 11.

Roman von Oskar L. Schweser.

(11. Fortsetzung.)

Der war mit einem Satz aus dem Bett.

„Was gibst du? Eisberg? Nebel?“  
„Sein erster Gedanke galt dieser Schreden des Ozeans.“  
„Ein Affricites Telegr. man.“

„Ein  
Beim Schein des elektrischen Lichtes starrt... auch Frohmann neigte sich auf die unterständlichen Worte dann legte er das Papier auf den Tisch und entnahm seiner Eisenkassette ein kleines Buch.  
„Das wollen wir nicht haben. Ueberlegen Sie sich das. Es ist die Kriegs-...“

„Gräber nicht ernst. Der Kapitän machte sich daran, das Telegramm zu entziffern. Es dauerte lange. Je weiter er kam, desto verwunderlicher wurden die Buchstaben. Bis er losplagte:  
„Da sollen doch aber sämtliche Bomben und Granaten dreifach...“

„Sprachlos war der gute Kapitän, wie er bewies, nun gerade nicht. Denn während Gräber las, brummte er dauernd vor sich... Schweserbande und weitere kräftige Semantische vor sich hin. Bis Gräber in den Moment einfiel:  
„Es ist das Unerhörteste, das mir in meinem ganzen Leben noch unter die Augen gekommen ist.“

„Nicht wahr? — Was? — Eine Bombe — was!“  
Frohmann hatte indessen das wertvolle Büchlein sorgfältig wieder fortgeschleppt.  
„Nun lesen Sie mir das Ding doch noch mal vor, lieber Gräber.“  
„Kapitän Frohmann, Dampfer...“

„Ich telegraphiere Ihnen durch Stationskommando der Duffe der Kaiserlichen Marine, wie ich annehmen muß, daß deutsche finanzielle Interessen gefährdet sind, und daß Ihr Telegraphist dieses Telegramm unterschlagen würde, wenn er es verstände. Hier ist ein verheimlichtes Telegramm eingelaufen, das augenscheinlich für London und zwar für die dortige Rail Road Works bestimmt war, und das sich nun dahin denken läßt, daß von Hamburg aus im Namen der Kriminalpolizei Ihr Passagier Rönneke als internationaler Dieb verdächtigt werden sollte. Was wir heute über stonende berichtet haben, stimmt unbedingt. Wie es möglich war, dieses Telegramm von Ihrem Schiff aus abzulassen, ist uns hier unklar; Ihr Telegraphist muß im Komplott stehen. Das Wort London war verheimlicht, so gelangte das Telegramm in unsere Hände anstatt dorthin, wo es hin sollte. Wir geben Ihnen die Nachricht, damit Sie die Sache untersuchen können, und damit Sie gleichzeitig orientiert und imstande sind, deutsche Interessen zu schützen.“

„Kriminalpolizei Hamburg.“  
„Na, Gräber?“  
„Ich finde nicht mehr ein noch aus, Herr Kapitän.“  
Frohmann stand mitten in seiner Robine. Was im Gesicht, die Hände auf dem Munde gefaltet, die Lippen zusammengepreßt; — die Werten traten auf seiner Stirn hervor.  
„Ich auch nicht, Gräber! Aber ich werde bald. Weiß Gott, ich werde bald, und wenn ich darüber ein halbes Dutzend Menschen in Eisen legen muß!“

„So wild hatte der Erste Offizier seinen Vorsetzungen noch nicht gesehen. Er zog es daher vor, zu schweigen. Im nächsten Moment gelte die Glocke, die den nachschlafenden Matrosen zum Kapitän beschlief.  
„Holen Sie mir mal den Telegraphisten Magnus her! Den Marconi-Telegraphisten.“

„Der war auch bald zur Stelle. Wie ein Wirbelwind ging der Kapitän auf ihn los.  
„Wann haben Sie das Telegramm an die Rail Road Works in London aufgegeben?“  
Magnus sah den wütenden Mann verdächtig an.  
„Rail Road Works, Herr Kapitän? Ich kann mich auf ein solches nicht erinnern.“

„Nicht erinnern, das! Wenn Sie sich nicht innerhalb einer Minute erinnern, lasse ich Sie in Eisen legen!“  
Der junge Mann wurde blaß, hand aber stramm.  
„Herr Kapitän, — ich weiß nicht, was Sie meinen.“

„Kapitän Frohmann ballte die Fäuste; es sah aus, als würde er den schmachtrinken Menschen vor ihm mit einem Hieb zu Boden schmettern. Doch der Hieb und Wankte nicht. Da mischte sich Gräber ein.  
„Geben Sie es nur zu Magnus,“ sagte er, halb bittend, halb beschwörend. „Nehmen Sie meinen Rat an und geben Sie es zu. Sie haben an die Rail Road-Works ein Telegramm geschickt, in dem von Rönneke die Rede ist. Sagen Sie uns, in weßem Auftrag und

wann; — Sie sehen ja, daß wir informiert sind.“  
„Herr Gräber — ich schwöre Ihnen bei allem, was mir heilig ist — ich habe ein derartiges Telegramm nicht abgeschickt.“  
„Das klang so überzeugend, daß die beiden ruhig wurden.“  
„Bleibst du hier, Kollege?“  
„Das weiß ich nicht.“  
Wieder klang die Glocke und holte den Matrosen herein.  
„Der andere Telegraphist soll auch kommen!“

„Und bald war auch der andere zur Stelle. Dasselbe Spiel wiederholte sich. Auch er wußte absolut nichts von einem Telegramm.  
Der Kapitän war außer sich.  
„Kerls! Wenn Ihr jetzt nicht gesteht —“  
Wieder legte sich Gräber ins Mittel.  
„Darf ich bitten, Herr Kapitän, mir die Leitung dieser Untersuchung zu überlassen?“  
„Nun Sie's, Gräber. Ich könnte mich verzeihen.“

„Sie geben Ihr Ehrenwort, alle beide, daß Sie ein solches Telegramm nicht abgeschickt haben — Ihr Ehrenwort als Beamte?“  
„Jawohl,“ klang es aus beider Munde.  
„Dann —“ sagte Gräber nachdenklich, „dann — so dann muß es eben ein anderer abgeschickt haben.“  
Und ganz unwillkürlich fragte er:  
„Wer von Ihnen kennt May Bostford, die englische Stewardess?“

„Ja.“  
Es war Magnus.  
„Wann haben Sie die Engländerin zuletzt gesehen?“  
„Gestern. Sie hat mich abgeholt.“  
„Von wo?“ donnerte der Kapitän dazwischen.  
„Aus der Station.“  
„Wie kam das?“  
„Ich hatte Dienst. Da kam die Frau, die die Instrumente zu betrachten.“

„Hat sie das öfter?“  
„Jawohl.“  
„Schau, schau,“ zischte der Kapitän dazwischen.  
„Und dann, gestern?“  
„Und sie um einen Tanz.“  
„Und Sie gingen hinunter und tanzten — verließen Ihren Posten — Sie pflichtvergeßener Mensch!“  
Das war wieder der Kapitän.  
„Wir gingen hinunter, um den Kollegen hier zu suchen. Wir fanden ihn auch gleich, und er ging hinauf und löste mich ab.“  
„Ist das erlaubt?“  
„Es ist so Brauch.“  
Gräber wandte sich an den anderen.  
„Stimmt das?“  
„Jawohl.“

„Ein Moment also war die Marconistation unbesetzt,“ wandte sich Gräber an den Kapitän. Und dann wieder an Magnus: „Wie lange ungefähr?“  
„Vielleicht zehn Minuten.“  
„Und Sie,“ zu dem anderen gewandt, „gingen dann hinauf, fanden Sie die Station leer?“  
„Nein — es war ein Mann darin.“  
Der Kapitän sprang erregt auf.  
„Aha! Da haben wir's! Wer war der Mann?“  
„Ein Engländer. Er sprach nur wenige Brocken Deutsch und die sehr schlecht.“  
„Beschreiben Sie ihn.“

Das tat der Telegraphist. Kapitän und Offizier wechselten einen bedeutungsvollen Blick. Sie hatten nach der Beschreibung unsvicher Sir Alfred Tuder erkannt.  
„Wie erklärt der Mann seine Anwesenheit?“  
„Wo stand er?“  
„Dicht vor dem Geber.“  
Wieder wechselten die zwei Männer einen verständnisvollen Blick.  
„Haben Sie beim Hinaufgehen das Summen eines aufgegebenen oder empfangenen Telegramms gehört?“  
Der Telegraphist zog die Stirn kraus und dachte angestrengt nach.  
„Ich habe nichts gehört. Die Musik spielte gerade einen sehr lauten Zwofel.“  
„Und da lauschten Sie dort hinüber?“  
„Jawohl. Ich ging ungern nach oben.“

„Eine Pause.“  
Dann trat der Kapitän dicht vor die beiden hin.  
„Ich glaube Euch. Das ist nicht so schlimm, wie ich gemeint hatte, und darüber freue ich mich. Ganz habt Ihr Eure Pflicht nicht getan — auch nicht eine Minute darf die Station unbesetzt bleiben. Laßt Euch das Vorgefallene zur Lehre dienen. Hoffentlich ist durch Eure Pflichterfüllung nicht allzu großes Unheil angeklüftet worden. Und nun mache ich es Euch zur unbedingten Pflicht, über das, was sich in dieser Kabine zugetragen und was Ihr gehört habt, Stillschweigen zu beobachten.“  
„Jawohl, Herr Kapitän.“  
„Dann geht jetzt!“  
Als ob sie Prügel erhalten hätten, schlichen sich die beiden hinaus. Sie schämten sich.  
Der Kapitän aber redete sich wie

Jemand, der in den Kampf geht. Und wie immer, wenn er sehr erregt war, verfiel er in seinen Hamburger Dialekt:  
„So meine Jünglings — nu haben wir Euch. Ku füllt Ihr man uppaffen!“

**Die dritte Kapitel.**  
Nachdem Julanta sich das Haar geblättelt und die Schürze besonders schön geradegerichtet, ihr Morgengete verrichtet und ihr Frühstück beendet hatte, ging sie auf das Deck und von dort zur Treppe, die zu dem Kajütendeck hinaufführte, wo sie allmählich die geputzten Herren und Damen auf ihren Spaziergängen beobachtete. Aber — unten an der Treppe war die Tür verschlossen.  
Da wartete sie geduldig, bis ein Steward über das Deck kam — den sprach sie an.  
„Herr Steward — ich möchte zum Kapitän.“  
„Wohin möchten Sie?“  
„Zum Kapitän,“ wiederholte Julanta.  
Der Steward lachte.  
„Weshalb denn? Wollen Sie sich wohl beschweren. Dazu ist der Obersteward da. Der ist hier Kapitän.“

Doch Julanta blieb hartnäckig; sie wollte zum Kapitän — sie mußte mit ihm sprechen.  
Da brachte der Mann sie zum Obersteward, und noch einmal wiederholte Julanta ihre Bitte. Alles Fragen half nichts — sie wußte, was sie wollte, und bestand darauf.  
Ihr Wunsch wurde auch erfüllt. Einfach war es gerade nicht — sie hatte einen ganzen Instanzengang durchzumachen, vom Obersteward zum Zehnjährigen, vom Zehnjährigen zum Dritten Offizier — der Dritte hatte Dienst. Dem Dritten Offizier zu Gräber, und der befand sich gerade in einer sehr wichtigen Besprechung beim Kapitän.  
„So werden Sie warten müssen, bis der Herr Kapitän frei ist.“  
Und Julanta hatte gewartet — eine halbe Stunde, eine ganze Stunde, bis dem Dritten Offizier ihre Gegenwart unbedeutsam wurde.  
„Gehen Sie zurück ins Zwischendeck — sobald der Herr Kapitän frei ist, werde ich Sie rufen lassen.“  
Damit war Julanta durchaus nicht einverstanden. Sie fürchtete, wenn sie jetzt zurückginge, würde sie dem Kapitän nie vor Augen kommen. Und so antwortete sie nur:  
„Ich gehe nicht, ehe ich den Herrn Kapitän gesprochen habe.“  
„Ist es denn so fürchterlich wichtig?“  
„Ich muß dem Herrn Kapitän etwas geben. Ihm selbst etwas geben.“

Der Dritte Offizier schaute sich, das Mädchen mit Gewalt ins Zwischendeck zurückbringen zu lassen. Er mußte beschließen, daß das naive Mädchenkind ansing, Stambul zu machen. Und das muß auf einem Schiff unter allen Umständen verhindert werden. Als er sich also gar keinen Rat mehr wußte, schickte er, kurz entschlossen, einen Matrosen zum Kapitän hinein. Herr Gräber mußte doch nur auf einen Moment zu ihm heraufkommen.  
Da nahm Gräber das Mädchen bei der Hand und schritt mit ihr der Kajüte zu.  
„Schon am frühen Morgen hatte der Kapitän Rönneke zu sich beschiefen und mit ihm in Gegenwart Gräbers ausführliche Rücksprache genommen. Und dann hatte er May Bostford rufen lassen.  
„Fräulein, Sie haben die Wahl, verhoffentlich zu werden oder alles zu gestehen.“  
Mit diesen Worten hatte der Kapitän die Vernehmung eröffnet. May Bostford hatte vorerst augenscheinlich nicht verstanden. Der Kapitän machte aber kurzen Prozeß.  
„Was Sie gestern über Pitrou erzählt haben, das haben Sie, um die Schuld von sich selbst abzulenken. Sie haben den Schmutz aus den Kämen der Gräfin geflohen und ihn in Herrn Rönnekes Kabine versteckt, um dadurch entweder die Verhaftung Rönnekes zu veranlassen oder zum mindesten bei der Durchsuchung, die unbedingt folgen mußte, zugegen sein zu können und auf diese Weise fliehen zu können, wo die Papiere, an deren Beschaffung Ihnen lag, verwahrt wurden. Sie haben es dann ja auch gestanden, bei der Durchsuchung der Rönnekeschen Kabine zugegen zu sein. — Sie haben das Ergebnis Sir Alfred Tuder mitgeteilt. Dann lodten Sie den Telegraphisten Magnus von seinem Posten, um es Sir Alfred Tuder möglich zu machen, ein Telegramm nach London zu schicken. Geben Sie das zu!“

„Herr Kapitän, Sie beleidigen mich. Ich bin englische Unterthanin.“  
„Ruhig! Lassen Sie das hier aus dem Spiele! Ich stelle Ihnen nochmals die Wahl zwischen einem Geständnis und sofortiger Verhaftung. Gestehen Sie, so verpfehle ich Ihnen Straffreiheit.“  
May schaltete nervös die Hände.  
„Wenn ich einen Vorschlag machen dürfte, Herr Kapitän?“  
„Bitte, Herr Gräber?“  
„Wir müssen Sir Alfred Tuder doch rufen lassen. Ich schlage vor, daß wir ihn und den jungen Dame hier Gelegenheit geben, fünf Minuten zusammen zu sprechen.“  
Der Kapitän überlegte einen kurzen Moment.  
„Suchen Sie Sir Alfred auf,“ sagte er dann zu May. „Sie wissen wahrscheinlich besser, wie sonst jemand auf dem Schiff, wo Sie ihn schnell finden können. Und in einer Viertelstunde erwarte ich Sie beide hier in dieser Kajüte. Sind Sie nicht punctilios, so lasse ich Sie holen.“  
May war gegangen.  
„Und nun wollen wir die beiden Telegraphisten kommen lassen, während der Dritte Offizier in der Marconistation Wache hält. Und auch Pitrou soll herkommen. Wir wollen die ganze Gesellschaft einander gegenüberstellen.“

Er lachte grimmig in sich hinein.  
Als May, und an ihrer Seite Sir Alfred Tuder, punctilios fünfzehn Minuten später die Kajüte des Kapitäns betrat, fand sie die beiden Telegraphisten, Pitrou und Rönneke dort vor. Alle standen und saßen sie um den Kapitän und Gräber herum, die Papiere und Karte vor sich, einander gegenüber am Schreibtisch Platz genommen hatten.  
„Nun? Haben Sie sich Ihre Antwort überlegt?“  
Die Worte des Kapitäns waren an May gerichtet. Sir Alfred Tuder trat einen Schritt vor.  
„Gestatten Sie, daß ich für die junge Dame antworte.“  
„Mit welchem Recht?“  
„Ich bin ihr Verlobter.“  
„Pitrou wäre fast aus seinem Sessel emporgesprungen, doch beherrschte er sich gleich wieder und biß auf die Lippen. Die ganze Verhandlung hier kam ihm sehr komisch vor; er hatte keine Ahnung, was er hier eigentlich sollte.“

„Bitte!“  
„Dann würde ich Sie, Herr Kapitän, bitten, Ihre Fragen zu stellen.“  
„Schön. Wie Sie zweifellos wissen, sind Herr Rönneke hier eine Anzahl wertvoller Papiere aus seiner Kabine gestohlen worden. Können Sie uns sagen, wer diesen Diebstahl begangen hat?“  
In Tuder's Augen leuchtete es auf. Hier sah er noch gar nichts verloren.  
„Ich habe keine Ahnung!“  
„Wirklich nicht? Überlegen Sie es sich!“  
„Ich habe keine Ahnung.“  
„Sie selbst leugnen die Tat?“  
Tuder richtete sich hoch auf.  
„Als Passagier der ersten Kajüte dieses Schiffes verbitte ich mir besondere Verabsichtigung, Herr Kapitän. Ich werde mich bei Ihrer Gesellschaft und bei meiner Regierung beschweren.“

„Nun Sie das, mein Herr. Sie leugnen also, die Tat begangen zu haben. Leugnen Sie auch, ein Telegramm nach London geschickt zu haben, auf das eine Antwort aus Hamburg erfolgen sollte, so abgelehnt, daß Herr Rönneke verdächtigt würde?“  
Tuder schien seine Antwort vorbereitet zu haben.  
„Und wenn ich es leugnete?“  
„So müßten wir Ihnen das Gegenteil beweisen.“  
„Wohin?“  
„Durch das Zeugnis unserer Telegraphisten. Als der zweite Telegraphist hinaufkam, fand er Sie noch vor dem Geber.“  
„Ich habe nur ziellos auf dem Geber umhergetippt.“

„Das geht Sie also zu. Sie wissen aber auch, daß man auf dem Geber nicht umherbetippen kann, wenn man mit dem System nicht genau Bescheid weiß. Weiß man aber mit dem System Bescheid, so tippt man eben nicht auf dem Geber umher. Wie erklären Sie diesen Widerspruch?“  
Tuder zuckte mit den Schultern.  
„Darauf wissen Sie keine Antwort. Geben Sie zu, mit May Bostford gesprochen zu haben, ehe Sie den gelungenen Versuch machte, den Telegraphisten Magnus aus der Station zu loden? Und geben Sie zu, daß Sie Fräulein Bostford gleich nach diesem gelungenen Versuch wieder gesprochen haben?“  
„Was hat das mit der Sache zu tun?“  
Der Kapitän erhob sich und trat dicht vor den Engländer hin.  
„Herr! Wenn Sie den Rat eines wohlmeinenden Mannes hören wollen, dann gestehen Sie alles ein. Wir kann nicht daran liegen, auf meinem Schiff einen Stambul zu verursachen. Und aus diesem Grunde verpfehle ich Ihnen Straffreiheit. Sie haben durch ein Eingeständnis alles zu gewinnen und gar nichts zu verlieren. Nehmen Sie meinen Rat nicht an, so werde ich Sie auf der Stelle verhaften lassen. Das, was Sie zugegeben haben, genügt schon für eine solche Maßnahme. Sie haben zugestanden, mit den Marconiapparaten gearbeitet zu

haben; ich kann nicht wissen, zu welchem Zweck. Der Verdacht, daß Sie telegraphiert haben, liegt nahe. Das allein genügt, Sie verhaften zu lassen. Wollen Sie nicht lieber eingestehen?“  
Tuder warf einen raschen Seitenblick auf May. Die Mühte er vor allen Dingen schüchtern, sagte er sich. Die Sache schien schief zu gehen, und schließlich war bis auf dieses Telegramm Strafbares gar nicht vorgefallen. Die Papiere würde er jetzt doch nicht mehr erlangen können. Also — hol's der Teufel!

„Eigentlich habe ich Strafbares nicht zu gestehen. Wenn Sie mir aber auf Ehrenwort Straffreiheit sowohl für meine Braut als für mich verpfehlen, so will ich Ihnen alles sagen, was ich weiß.“  
„Das klügste, was Sie tun können! Ich verpfehle.“  
Der Kapitän setzte sich wieder auf seinen Platz zurück.  
„Nun denn,“ erklärte Tuder. „Ja, Miß May und ich, wir haben gemeinschaftlich den Versuch unternommen, ein Telegramm nach London zu schicken.“

„An die Rail Road Works London?“ unterbrach der Kapitän.  
„Richtig. Woher wissen Sie das?“  
„Sie waren ungeheuer. Das Wort London wurde verheimlicht — das Telegramm ging an die Kriminalpolizei in Hamburg.“  
„Jetzt verstehe ich,“ murmelte Tuder. „Um ein verheimlichtes Wort —“  
„Und Sie sehen hoffentlich ein, daß Gestehen das Vernünftigste ist, was Sie tun können.“

„Eine kleine Pause entfiel. Und nun schien Tuder seinen Entschluß gefaßt zu haben.  
„Wie gesagt, ich bin bereit, alles zu erzählen, was ich weiß. Durch das Telegramm sollte Herr Rönneke in der Tat verdächtigt werden.“  
„Und weshalb?“  
„Nun — damit er verhaftet würde. Damit wie endlich an die Papiere herankommen.“  
„Das verstehe ich nicht! Zu der Zeit, als Sie das Telegramm abschickten, mußten die Papiere schon gegeben sein.“  
„Allerdings.“  
„Wenn sie aber schon in Ihrem Besitz waren, wozu —“  
Der Kapitän brach ab. Die Pause war bereiter als Worte.  
„Aber, Herr Kapitän! Wir haben die Papiere nicht.“  
„Sie leugnen?“  
„Gergott! Wir haben sie nicht!“  
schrie Tuder.

Der Kapitän stand auf.  
„Ich glaube, Sie wollen gestehen.“  
„Ich tue es ja auch! Aber doch nicht etwas gestehen, was ich nicht getan habe. Ich erkläre hiermit, daß soweit wir in Betracht kommen, es bei dem noch nicht einmal gelungenen Versuch geblieben ist.“  
„Aber wer hat sie dann?“  
„Zweifellos ein Dritter,“ versetzte Tuder ruhig.  
„Und unwürdlich, als seien sie mit Gewalt dorthin gezogen, nachdem ich aller, auch Rönnekes Blute, Pitrou zu. Der wurde, als er sich im Mittelpunkt des Interesses fand, rot und blaß.“

(Schluß folgt.)

„Erfahren es nicht!“  
„So will ich kommen!“ Und sie gingen zusammen.  
Und richtig! Das schneeweiße Mäuschen kam zu nahe an das Lintenschaf und machte sich an der Seite einen köstlichen, schwarzen Fleck. Es schüttelte sich, büffelte und wachte an sich herum, aber der Fleck wollte nicht weichen.  
„Was wird der Vater sagen!“ jammerte es. Die Ratte zuckte die Achseln.  
„Und die Brüder! Die beiden mich tot, sie haben noch nie jemand in der Familie gehabt, der einen Fleck hatte! Die Ratte zuckte die Achseln.  
„Und meine Schwestern! Es wird keine mehr sich mit mir zeigen wollen!“ Die Ratte zuckte die Achseln und verschwand in einem Loch unter dem Schreibtisch. Da ging das weiße Mäuschen allein aus Hause.  
Es ist nicht zu sagen, was es nun alles anzuhalten hatte! Man höhnte, schalt, verächtliche, verachtete, verachtete und verachtete das weiße Mäuschen! Man trat es, rupperte ihm die Barthare aus, bestärkte sein reines Flecken, man zog sich vor ihm zurück und kündigte ihm die Freundschaft.  
Zuletzt hing die Familie ein Mäuschen über den schwarzen Fleck, aber man wußte doch, daß er da sei! Das arme Mäuschen schämte sich so, daß es beständig den Kopf gesenkt hielt und das seine Schwänze ein-gezogen.  
Freundinnen hatte es nun natürlich keine mehr. Aber auch Freunde nicht. Sie sagten, daß es ihnen unmöglich sei, mit Mäusen zu verkehren, die nicht tadellose Flecken hätten!

Da sagte sich das Mäuschen trostlos: Nun gehe ich zu den grauen Mäusen! Berachtet bin ich so wie so! Dort kann ich mich wenigstens aufhängen! Es ging. Die Familie sagte: Unser Mäuschen ist tot! Und dann feierte sie. Wenn jemand von ihm reden wollte, winkten sie mit den Fingern und jagten: Ach ja! Das Mäuschen aber hatte nun ein lustiges Leben! Es sprang herum, wo es wollte, tanzte, wenn es lustig war, über Stod und Stein und ließ seinen schwarzen Fleck Fleck sein.  
Es hatte Freunde und Freundinnen die Menge und unterhielt sich vergnügt mit den grauen Mäusen. Und vor begnügt plötzlich das weiße Mäuschen wieder freudig und liebenswürdig? Alle seine früheren Freunde!

Und eines schönen Abends erschienen auch seine Brüder unter ihnen. Das Mäuschen sperrte seine roten Augen weit auf.  
„Was! Ihr kennt die grauen Mäuse! Ihr habt mir doch gesagt —“  
„Aber die Brüder zwinkerten nur mit den Augen und taten als kennten sie die Maus nicht.  
Da gefasch es, daß eine Ratte sich in sie verliebte. So fürchterlich verliebte, daß sie zur Maus sagte: Ich will dich heiraten!“  
„Du!“ warnte die weiße Maus, „vergiß meinen schwarzen Fleck nicht!“  
„Wenn ich dich heirate, so hast du keinen schwarzen Fleck mehr!“ Die Ratte war die reichste Ratte weit und breit. Sie besaß riesige Kellereien, ungeheure Vorräte an Weizen und Oß und Fett und Wurst und Zucker, kurz, ihr Reichthum war unermesslich.  
Und als die Ratte die weiße Maus geheiratet hatte, gingen sie zu der Maus Vater. Der machte große Augen.  
„Herr Schwiegervater, ich es nicht artikuliert, wie der schwarze Fleck auf dem Pelz meiner Frau schon verblasst ist!“ Der Vater der weißen Maus nahm ein Vergrößerungsglas und sah hindurch und fragte mit einer Stimme, die ganz über von Freundschaft leit:  
„Ich sehe den Fleck überhaupt nicht mehr!“  
„Dann ging die Ratte zu den Brüdern, führte sie in ihre Kellereien und vor ihre Vorräte und fragte: „Was sagt Ihr zu dem Fleck meiner Frau?“  
„Er ist verschwunden“, erklärten die Brüder bestimmt.  
Und die Schwwestern sagten, man hätte den Fleck überhaupt kaum je bemerkt. Sie aßen und tranken alle auf der Ratte losen, und hielten sich aus ihren Vorräten, was sie brauchten. Auch erzählten sie jedem, der es hören wollte, von der reichen Heirat ihrer Jünglinge.  
Da strich sich die Ratte aufrieden den Schnurrbart, und gab eine große Gesellschaft, mit allen Herrlichkeiten, die sich Mäuse nur wünschen können.  
Sie fragte eben Engländerinnen im Geheimen: „Was sagen Sie zum Fleck meiner Frau?“ Und jeder einzelne antwortete: „Was für einen Fleck meinen Sie? Ihre Gemahlin besitzt den entzückendsten weißen Pelz, den man sehen kann!“  
Da ging die weiße Maus wieder fröhlich herum unter den anderen weißen Mäusen, und vergaß zuletzt selbst, daß sie einmal einen schwarzen Fleck auf ihrem feinen Pelz gehabt hatte!

**Der schwarze Fleck.**  
Von Lisa Wenger-Mann.  
Es war einmal eine entzückende, kleine Maus! Ein Fleckchen hatte sie, so weiß wie Schnee, durchsichtige, rosafarbene Ohren, ein zartrosa Schwänzchen und ein spitzes und schmales Schnäuzlein mit langen, feinen Haaren. Das schönste aber waren ihre roten Augen!  
Die weiße Maus hatte einen Vorrat — die Mutter war in einer Felle verunglückt — Brüder und zwei Schwestern. Sie hatte auch viele Freundinnen und natürlich sehr viele Freunde.  
Aber sie durfte sie selten sehen. Der Vater hatte ihre ganze Vorgeschied, so sie spazieren durfte: dem Gefäß entlang, unten über den Fußboden, in den kleinen Schrank und unter das Sofa. Andere Wege sollte sie keine machen. Und belibte nicht auf dem Schreibtisch klettern, denn dort war das große Lintenschaf und dem durfte keine weiße Maus zu nahe kommen.  
Das Mäuschen gehorchte so lange es ihm möglich war. Dabei langweilte es sich aber unaussprechlich, immer mehr und mehr, und zuletzt gar nicht mehr aushalten. Es mochte überhaupt nicht mehr ausgehen, blieb daheim und knusperte Zucker, weil es nichts Besseres zu tun wußte!  
„Hilf! Hilf!“ machte es eines Tages vor seinem Loch. Die weiße Maus hob ihren Kopf.  
„Mäuschen, komm mit!“ hat eine junge Ratte mit prachtvollem Schnurrbart, „wir wollen ein wenig auf dem Schreibtisch spazieren gehen!“  
„Ich darf nicht!“ sagte das Mäuschen.  
„Man darf manches nicht und tut es doch!“  
„Aber der Vater!“ sagte das Mäuschen.  
„Weiß es nicht!“  
„Die Brüder?“  
„Sagen es nicht!“  
„Die Schwestern?“

„Erfahren es nicht!“  
„So will ich kommen!“ Und sie gingen zusammen.  
Und richtig! Das schneeweiße Mäuschen kam zu nahe an das Lintenschaf und machte sich an der Seite einen köstlichen, schwarzen Fleck. Es schüttelte sich, büffelte und wachte an sich herum, aber der Fleck wollte nicht weichen.  
„Was wird der Vater sagen!“ jammerte es. Die Ratte zuckte die Achseln.  
„Und die Brüder! Die beiden mich tot, sie haben noch nie jemand in der Familie gehabt, der einen Fleck hatte! Die Ratte zuckte die Achseln.  
„Und meine Schwestern! Es wird keine mehr sich mit mir zeigen wollen!“ Die Ratte zuckte die Achseln und verschwand in einem Loch unter dem Schreibtisch. Da ging das weiße Mäuschen allein aus Hause.  
Es ist nicht zu sagen, was es nun alles anzuhalten hatte! Man höhnte, schalt, verächtliche, verachtete, verachtete und verachtete das weiße Mäuschen! Man trat es, rupperte ihm die Barthare aus, bestärkte sein reines Flecken, man zog sich vor ihm zurück und kündigte ihm die Freundschaft.  
Zuletzt hing die Familie ein Mäuschen über den schwarzen Fleck, aber man wußte doch, daß er da sei! Das arme Mäuschen schämte sich so, daß es beständig den Kopf gesenkt hielt und das seine Schwänze ein-gezogen.  
Freundinnen hatte es nun natürlich keine mehr. Aber auch Freunde nicht. Sie sagten, daß es ihnen unmöglich sei, mit Mäusen zu verkehren, die nicht tadellose Flecken hätten!

Da sagte sich das Mäuschen trostlos: Nun gehe ich zu den grauen Mäusen! Berachtet bin ich so wie so! Dort kann ich mich wenigstens aufhängen! Es ging. Die Familie sagte: Unser Mäuschen ist tot! Und dann feierte sie. Wenn jemand von ihm reden wollte, winkten sie mit den Fingern und jagten: Ach ja! Das Mäuschen aber hatte nun ein lustiges Leben! Es sprang herum, wo es wollte, tanzte, wenn es lustig war, über Stod und Stein und ließ seinen schwarzen Fleck Fleck sein.  
Es hatte Freunde und Freundinnen die Menge und unterhielt sich vergnügt mit den grauen Mäusen. Und vor begnügt plötzlich das weiße Mäuschen wieder freudig und liebenswürdig? Alle seine früheren Freunde!

Und eines schönen Abends erschienen auch seine Brüder unter ihnen. Das Mäuschen sperrte seine roten Augen weit auf.  
„Was! Ihr kennt die grauen Mäuse! Ihr habt mir doch gesagt —“  
„Aber die Brüder zwinkerten nur mit den Augen und taten als kennten sie die Maus nicht.  
Da gefasch es, daß eine Ratte sich in sie verliebte. So fürchterlich verliebte, daß sie zur Maus sagte: Ich will dich heiraten!“  
„Du!“ warnte die weiße Maus, „vergiß meinen schwarzen Fleck nicht!“  
„Wenn ich dich heirate, so hast du keinen schwarzen Fleck mehr!“ Die Ratte war die reichste Ratte weit und breit. Sie besaß riesige Kellereien, ungeheure Vorräte an Weizen und Oß und Fett und Wurst und Zucker, kurz, ihr Reichthum war unermesslich.  
Und als die Ratte die weiße Maus geheiratet hatte, gingen sie zu der Maus Vater. Der machte große Augen.  
„Herr Schwiegervater, ich es nicht artikuliert, wie der schwarze Fleck auf dem Pelz meiner Frau schon verblasst ist!“ Der Vater der weißen Maus nahm ein Vergrößerungsglas und sah hindurch und fragte mit einer Stimme, die ganz über von Freundschaft leit:  
„Ich sehe den Fleck überhaupt nicht mehr!“  
„Dann ging die Ratte zu den Brüdern, führte sie in ihre Kellereien und vor ihre Vorräte und fragte: „Was sagt Ihr zu dem Fleck meiner Frau?“  
„Er ist verschwunden“, erklärten die Brüder bestimmt.  
Und die Schwwestern sagten, man hätte den Fleck überhaupt kaum je bemerkt. Sie aßen und tranken alle auf der Ratte losen, und hielten sich aus ihren Vorräten, was sie brauchten. Auch erzählten sie jedem, der es hören wollte, von der reichen Heirat ihrer Jünglinge.  
Da strich sich die Ratte aufrieden den Schnurrbart, und gab eine große Gesellschaft, mit allen Herrlichkeiten, die sich Mäuse nur wünschen können.  
Sie fragte eben Engländerinnen im Geheimen: „Was sagen Sie zum Fleck meiner Frau?“ Und jeder einzelne antwortete: „Was für einen Fleck meinen Sie? Ihre Gemahlin besitzt den entzückendsten weißen Pelz, den man sehen kann!“  
Da ging die weiße Maus wieder fröhlich herum unter den anderen weißen Mäusen, und vergaß zuletzt selbst, daß sie einmal einen schwarzen Fleck auf ihrem feinen Pelz gehabt hatte!

„Erfahren es nicht!“  
„So will ich kommen!“ Und sie gingen zusammen.  
Und richtig! Das schneeweiße Mäuschen kam zu nahe an das Lintenschaf und machte sich an der Seite einen köstlichen, schwarzen Fleck. Es schüttelte sich, büffelte und wachte an sich herum, aber der Fleck wollte nicht weichen.  
„Was wird der Vater sagen!“ jammerte es. Die Ratte zuckte die Achseln.  
„Und die Brüder! Die beiden mich tot, sie haben noch nie jemand in der Familie gehabt, der einen Fleck hatte! Die Ratte zuckte die Achseln.  
„Und meine Schwestern! Es wird keine mehr sich mit mir zeigen wollen!“ Die Ratte zuckte die Achseln und verschwand in einem Loch unter dem Schreibtisch. Da ging das weiße Mäuschen allein aus Hause.  
Es ist nicht zu sagen, was es nun alles anzuhalten hatte! Man höhnte, schalt, verächtliche, verachtete, verachtete und verachtete das weiße Mäuschen! Man trat es, rupperte ihm die Barthare aus, bestärkte sein reines Flecken, man zog sich vor ihm zurück und kündigte ihm die Freundschaft.  
Zuletzt hing die Familie ein Mäuschen über den schwarzen Fleck, aber man wußte doch, daß er da sei! Das arme Mäuschen schämte sich so, daß es beständig den Kopf gesenkt hielt und das seine Schwänze ein-gezogen.  
Freundinnen hatte es nun natürlich keine mehr. Aber auch Freunde nicht. Sie sagten, daß es ihnen unmöglich sei, mit Mäusen zu verkehren, die nicht tadellose Flecken hätten!

Da sagte sich das Mäuschen trostlos: Nun gehe ich zu den grauen Mäusen! Berachtet bin ich so wie so! Dort kann ich mich wenigstens aufhängen! Es ging. Die Familie sagte: Unser Mäuschen ist tot! Und dann feierte sie. Wenn jemand von ihm reden wollte, winkten sie mit den Fingern und jagten: Ach ja! Das Mäuschen aber hatte nun ein lustiges Leben! Es sprang herum, wo es wollte, tanzte, wenn es lustig war, über Stod und Stein und ließ seinen schwarzen Fleck Fleck sein.  
Es hatte Freunde und Freundinnen die Menge und unterhielt sich vergnügt mit den grauen Mäusen. Und vor begnügt plötzlich das weiße Mäuschen wieder freudig und liebenswürdig? Alle seine früheren Freunde!

Und eines schönen Abends erschienen auch seine Brüder unter ihnen. Das Mäuschen sperrte seine roten Augen weit auf.  
„Was! Ihr kennt die grauen Mäuse! Ihr habt mir doch gesagt —“  
„Aber die Brüder zwinkerten nur mit den Augen und taten als kennten sie die Maus nicht.  
Da gefasch es, daß eine Ratte sich in sie verliebte. So fürchterlich verliebte, daß sie zur Maus sagte: Ich will dich heiraten!“  
„Du!“ warnte die weiße Maus, „vergiß meinen schwarzen Fleck nicht!“  
„Wenn ich dich heirate, so hast du keinen schwarzen Fleck mehr!“ Die Ratte war die reichste Ratte weit und breit. Sie besaß riesige Kellereien, ungeheure Vorräte an Weizen und Oß und Fett und Wurst und Zucker, kurz, ihr Reichthum war unermesslich.  
Und als die Ratte die weiße Maus geheiratet hatte, gingen sie zu der Maus Vater. Der machte große Augen.  
„Herr Schwiegervater, ich es nicht artikuliert, wie der schwarze Fleck auf dem Pelz meiner Frau schon verblasst ist!“ Der Vater der weißen Maus nahm ein Vergrößerungsglas und sah hindurch und fragte mit einer Stimme, die ganz über von Freundschaft leit:  
„Ich sehe den Fleck überhaupt nicht mehr!“  
„Dann ging die Ratte zu den Brüdern, führte sie in ihre Kellereien und vor ihre Vorräte und fragte: „Was sagt Ihr zu dem Fleck meiner Frau?“  
„Er ist verschwunden“, erklärten die Brüder bestimmt.  
Und die Schwwestern sagten, man hätte den Fleck überhaupt kaum je bemerkt. Sie aßen und tranken alle auf der Ratte losen, und hielten sich aus ihren Vorräten, was sie brauchten. Auch erzählten sie jedem, der es hören wollte, von der reichen Heirat ihrer Jünglinge.  
Da strich sich die Ratte aufrieden den Schnurrbart, und gab eine große Gesellschaft, mit allen Herrlichkeiten, die sich Mäuse nur wünschen können.  
Sie fragte eben Engländerinnen im Geheimen: „Was sagen Sie zum Fleck meiner Frau?“ Und jeder einzelne antwortete: „Was für einen Fleck meinen Sie? Ihre Gemahlin besitzt den entzückendsten weißen Pelz, den man sehen kann!“  
Da ging die weiße Maus wieder fröhlich herum unter den anderen weißen Mäusen, und vergaß zuletzt selbst, daß sie einmal einen schwarzen Fleck auf ihrem feinen Pelz gehabt hatte!

„Erfahren es nicht!“  
„So will ich kommen!“ Und sie gingen zusammen.  
Und richtig! Das schneeweiße Mäuschen kam zu nahe an das Lintenschaf und machte sich an der Seite einen köstlichen, schwarzen Fleck. Es schüttelte sich, büffelte und wachte an sich herum, aber der Fleck wollte nicht weichen.  
„Was wird der Vater sagen!“ jammerte es. Die Ratte zuckte die Achseln.  
„Und die Brüder! Die beiden mich tot, sie haben noch nie jemand in der Familie gehabt, der einen Fleck hatte! Die Ratte zuckte die Achseln.  
„Und meine Schwestern! Es wird keine mehr sich mit mir zeigen wollen!“ Die Ratte zuckte die Achseln und verschwand in einem Loch unter dem Schreibtisch. Da ging das weiße Mäuschen allein aus Hause.  
Es ist nicht zu sagen, was es nun alles anzuhalten hatte! Man höhnte, schalt, verächtliche, verachtete, verachtete und verachtete das weiße Mäuschen! Man trat es, rupperte ihm die Barthare aus, bestärkte sein reines Flecken, man zog sich vor ihm zurück und kündigte ihm die Freundschaft.  
Zuletzt hing die Familie ein Mäuschen über den schwarzen Fleck, aber man wußte doch, daß er da sei! Das arme Mäuschen schämte sich so, daß es beständig den Kopf gesenkt hielt und das seine Schwänze ein-gezogen.  
Freundinnen hatte es nun natürlich keine mehr. Aber auch Freunde nicht. Sie sagten, daß es ihnen unmöglich sei, mit Mäusen zu verkehren, die nicht tadellose Flecken hätten!

Da sagte sich das Mäuschen trostlos: Nun gehe ich zu den grauen Mäusen! Berachtet bin ich so wie so! Dort kann ich mich wenigstens aufhängen! Es ging. Die Familie sagte: Unser Mäuschen ist tot! Und dann feierte sie. Wenn jemand von ihm reden wollte, winkten sie mit den Fingern und jagten: Ach ja! Das Mäuschen aber hatte nun ein lustiges Leben! Es sprang herum, wo es wollte, tanzte, wenn es lustig war, über Stod und Stein und ließ seinen schwarzen Fleck Fleck sein.  
Es hatte Freunde und Freundinnen die Menge und unterhielt sich vergnügt mit den grauen Mäusen. Und vor begnügt plötzlich das weiße Mäuschen wieder freudig und liebenswürdig? Alle seine früheren Freunde!

Und eines schönen Abends erschienen auch seine Brüder unter ihnen. Das Mäuschen sperrte seine roten Augen weit auf.  
„Was! Ihr kennt die grauen Mäuse! Ihr habt mir doch gesagt —“  
„Aber die Brüder zwinkerten nur mit den Augen und taten als kennten sie die Maus nicht.  
Da gefasch es, daß eine Ratte sich in sie verliebte. So fürchterlich verliebte, daß sie zur Maus sagte: Ich will dich heiraten!“  
„Du!“ warnte die weiße Maus, „vergiß meinen schwarzen Fleck nicht!“  
„Wenn ich dich heirate, so hast du keinen schwarzen Fleck mehr!“ Die Ratte war die reichste Ratte weit und breit. Sie besaß riesige Kellereien, ungeheure Vorräte an Weizen und Oß und Fett und Wurst und Zucker, kurz, ihr Reichthum war unermesslich.  
Und als die Ratte die weiße Maus geheiratet hatte, gingen sie zu der Maus Vater. Der machte große Augen.  
„Herr Schwiegervater, ich es nicht artikuliert, wie der schwarze Fleck auf dem Pelz meiner Frau schon verblasst ist!“ Der Vater der weißen Maus nahm ein Vergrößerungsglas und sah hindurch und fragte mit einer Stimme, die ganz über von Freundschaft leit:  
„Ich sehe den Fleck überhaupt nicht mehr!“  
„Dann ging die Ratte zu den Brüdern, führte sie in ihre Kellereien und vor ihre Vorräte und fragte: „Was sagt Ihr zu dem Fleck meiner Frau?“  
„Er ist verschwunden“, erklärten die Brüder bestimmt.  
Und die Schwwestern sagten, man hätte den Fleck überhaupt kaum je bemerkt. Sie aßen und tranken alle auf der Ratte losen, und hielten sich aus ihren Vorräten, was sie brauchten. Auch erzählten sie jedem, der es hören wollte, von der reichen Heirat ihrer Jünglinge.  
Da strich sich die Ratte aufrieden den Schnurrbart, und gab eine große Gesellschaft, mit allen Herrlichkeiten, die sich Mäuse nur wünschen können.  
Sie fragte eben Engländerinnen im Geheimen: „Was sagen Sie zum Fleck meiner Frau?“ Und jeder einzelne antwortete: „Was für einen Fleck meinen Sie? Ihre Gemahlin besitzt den entzückendsten weißen Pelz, den man sehen kann!“  
Da ging die weiße Maus wieder fröhlich herum unter den anderen weißen Mäusen, und vergaß zuletzt selbst, daß sie einmal einen schwarzen Fleck auf ihrem feinen Pelz gehabt hatte!

„Erfahren es nicht!“  
„So will ich kommen!“ Und sie gingen zusammen.  
Und richtig! Das schneeweiße Mäuschen kam zu nahe an das Lintenschaf und machte sich an der Seite einen köstlichen, schwarzen Fleck. Es schüttelte sich, büffelte und wachte an sich herum, aber der Fleck wollte nicht weichen.  
„Was wird der Vater sagen!“ jammerte es. Die Ratte zuckte die Achseln.  
„Und die Brüder! Die beiden mich tot, sie haben noch nie jemand in der Familie gehabt, der einen Fleck hatte! Die Ratte zuckte die Achseln.  
„Und meine Schwestern! Es wird keine mehr sich mit mir zeigen wollen!“ Die Ratte zuckte die Achseln und verschwand in einem Loch unter dem Schreibtisch. Da ging das weiße Mäuschen allein aus Hause.  
Es ist nicht zu sagen, was es nun alles anzuhalten hatte! Man höhnte, schalt, verächtliche, verachtete, verachtete und verachtete das weiße Mäuschen! Man trat es, rupperte ihm die Barthare aus, bestärkte sein reines Flecken, man zog sich vor ihm zurück und kündigte ihm die Freundschaft.  
Zuletzt hing die Familie ein Mäuschen über den schwarzen Fleck, aber man wußte doch, daß er da sei! Das arme Mäuschen schämte sich so, daß es beständig den Kopf gesenkt hielt und das seine Schwänze ein-gezogen.  
Freundinnen hatte es nun natürlich keine mehr. Aber auch Freunde nicht. Sie sagten, daß es ihnen unmöglich sei, mit Mäusen zu verkehren, die nicht tadellose Flecken hätten!

Da sagte sich das Mäuschen trostlos: Nun gehe ich zu den grauen Mäusen! Berachtet bin ich so wie so! Dort kann ich mich wenigstens aufhängen! Es ging. Die Familie sagte: Unser Mäuschen ist tot! Und dann feierte sie. Wenn jemand von ihm reden wollte, winkten sie mit den Fingern und jagten: Ach ja! Das Mäuschen aber hatte nun ein lustiges Leben! Es sprang herum, wo es wollte, tanzte, wenn es lustig war, über Stod und Stein und ließ seinen schwar